

Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band: 82 (2011)
Heft: 5: Seelenheil : Aufgaben der Psychiatrie in Heimen

Artikel: Die erschütternde Geschichte eines vergessenen Kindes : "Liebe schlug in Aggression um - von einem Moment auf den anderen"
Autor: Schubert, Wiebke
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-805355>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die erschütternde Geschichte eines vergessenen Kindes

«Liebe schlug in Aggression um – von einem Moment auf den anderen»

Die Rechtsanwältin Wiebke Schubert, 43, aus Ratingen bei Düsseldorf gehörte lange Zeit einer Gruppe erwachsener Kinder psychisch kranker Eltern an. Heute engagiert sie sich im Landesverband Nordrhein-Westfalen der Angehörigen psychisch Kranker. In der Fachzeitschrift erzählt sie ihre Geschichte als Kind einer schizophrenen Mutter.

« Kurz nach der Geburt meines Bruders – ich war knapp drei Jahre alt – erkrankte meine Mutter an Schizophrenie. Deshalb musste sie für einige Wochen in eine Klinik. Sie kam völlig verändert nach Hause. Plötzlich hörte sie Stimmen. Sie sprach mit Menschen, die ich nicht sehen konnte. Immer wieder war sie sehr aufgeregt und schrie nur noch.

Manchmal sass sie auch nur auf dem Sofa, war geistig völlig abwesend und nicht ansprechbar. Meinen Bruder – der ja noch ein Baby war – behandelte sie nach Aussage einer meiner Tanten wie einen Gegenstand. Sie war nicht in der Lage, sich um ihn zu kümmern. Mein Vater, beruflich stark eingespannt, verbrachte den ganzen Tag im Büro.

Dauernd in Hab-Acht-Stellung

Durch ihre Erkrankung lebte meine Mutter in ihrer eigenen Welt. Von dieser war ich ausgeschlossen. Sie verhielt sich – für mich jedenfalls – unberechenbar. Ständig lebte ich in Hab-acht-Stellung, unter Spannung, weil ich nicht wusste, wann «normales» Verhalten in etwas anderes umschlagen würde. Ich begann, ihr nicht mehr zu vertrauen, machte die Erfahrung, dass ich mich nicht auf meine Mutter verlassen konnte. Liebe

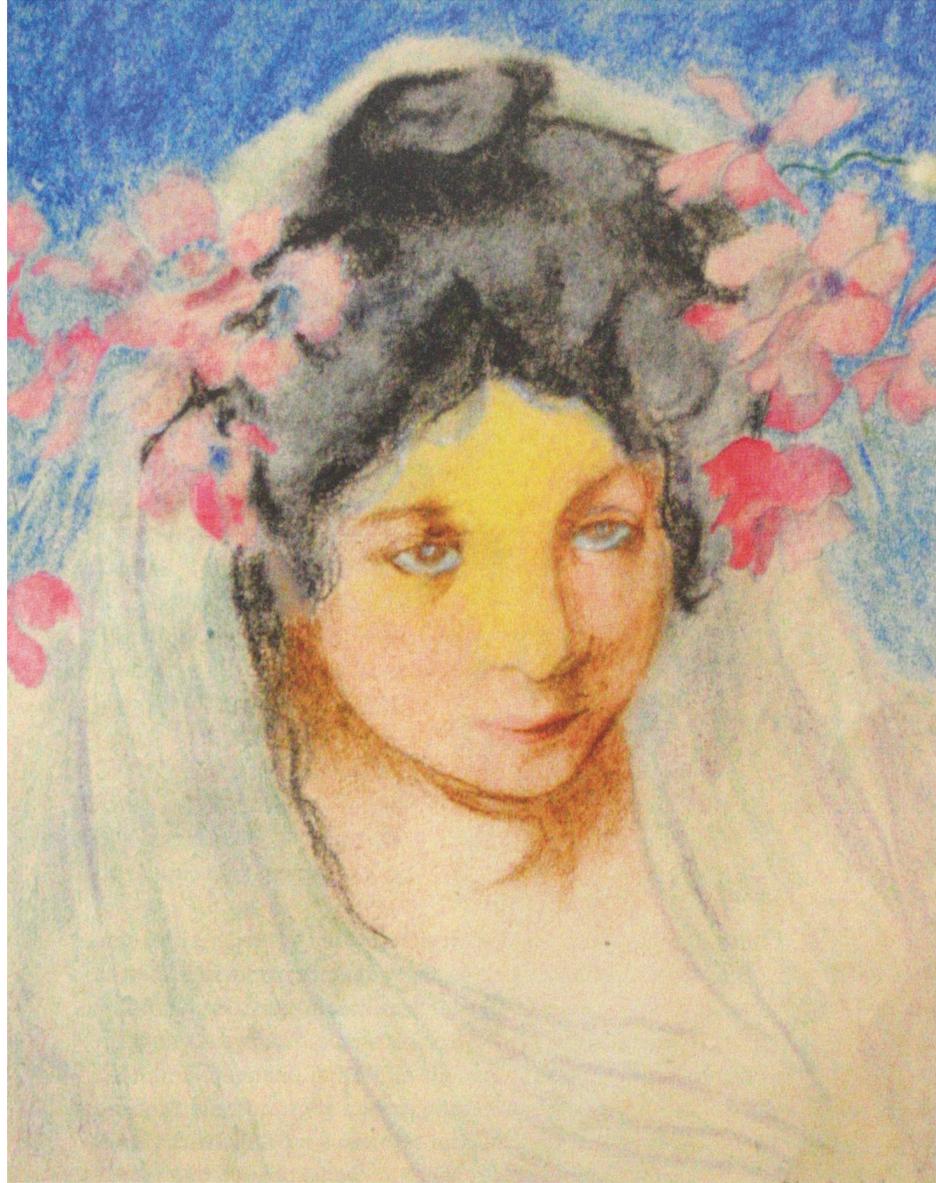
konnte von einer Minute auf die andere in Aggression umschlagen. Der Eindruck, dass nichts mehr planbar ist, dass nichts mehr sicher ist, dass von einem Tag auf den anderen alles umstürzen kann, führte zu einem gewissen Fatalismus: Auch wenn ich mich noch so sehr bemühte – irgendetwas ging am Schluss doch schief. Noch heute bin ich erstaunt, wenn ein Vorhaben wie geplant funktioniert. Als Mädchen musste ich lernen, dass die Wahnvorstellungen meiner Mutter nicht der Realität entsprachen und dass es besser war, nur meinen eigenen Wahrnehmungen zu vertrauen. Dies ist gerade für kleine Kinder sehr schwierig. Normalerweise müssen sie dem vertrauen können, was ihre Eltern ihnen sagen. Besonders achtete ich darauf, möglichst nicht aufzufallen. Denn alles, was auffällig und damit nicht normal war, brachte ich mit der Krankheit meiner Mutter in Verbindung. Dadurch wurde ich sehr still, sehr schüchtern.

Grundlose Beschimpfungen

Mein Vater forderte von uns Kindern viel Rücksicht auf unsere Mutter. Ihr sah er vieles nach, was er unter normalen Umständen sicher nicht gebilligt hätte. So warf sie zum Beispiel einfach Sachen von mir weg oder kam in mein Zimmer, um mich grundlos zu beschimpfen. Das Gebot der ständigen Rücksichtnahme schadete mir sehr, gerade im privaten Bereich, in Partnerschaften: Je mehr ich jemanden liebte, desto grösser waren die Verlustängste. Erst viel später lernte ich, Grenzen zu setzen, nicht zuerst da-

rauf zu achten, was andere wollten, sondern zu erkennen, was ich will, und es durchzusetzen. Die Angst, verlassen zu werden, plagt mich manchmal immer noch. Dies kommt daher, weil ich keine beständige Beziehung zu meiner Mutter hatte. An einem Tag fühlte ich mich geliebt, am anderen zurückgewiesen. Daran war ich gewöhnt. Später verliebte ich mich mehrmals in Männer,

**Plötzlich hörte
meine Mutter
Stimmen und sprach
mit Menschen, die
ich nicht sehen
konnte.**



Hans Wüthrich: «Kind II», Packpapier, Pastell, Sammlung Morgenthaler

die mir einerseits zu verstehen gaben, dass sie mich liebten, und mich andererseits – in irgendeiner Form – auf Distanz hielten. Gleichzeitig hatte ich Angst vor Nähe. Ich liess niemanden an mich heran, um weitere schmerzhaft Erfahrungen möglichst zu vermeiden. Ungeschriebenes Gesetz war auch, dass nichts über die Erkrankung meiner Mutter nach aussen dringen durfte. Die Stigmatisierung psychisch Kranker liess meinen Vater die Entscheidung treffen, die Erkrankung meiner Mutter unter allen Umständen zu verheimlichen. Auch ich merkte an den Reaktionen der Leute auf das sonderbare Benehmen meiner Mutter, dass es besser war, darüber zu schweigen. Da sie krank war, dachten einige, mit mir könnte auch etwas nicht stimmen. Wahrscheinlich verhielt ich mich – aus heutiger Sicht – tatsächlich nicht wie ein normales Kind. Ich erinnere mich noch daran, dass die anderen Kinder auf der Strasse nicht mit mir spielen wollten.

Oft fühlte ich mich allein. Ich war ja auch allein, sogar innerhalb der Familie. Mein Vater kümmerte sich sehr um meine erkrankte Mutter. Sie forderte viel seiner Zeit für sich. Ich hatte den

uns Kinder. Nicht einmal die Verwandten unterstützten uns. Im Gegenteil: Ich bekam Vorhaltungen, wie ich es besser machen könnte im Umgang mit meiner Mutter. Und mein Vater brachte es nicht übers Herz, meine Mutter ein zweites Mal in die Klinik zu bringen. Die Zustände bei ihrem ersten Aufenthalt im Jahr 1970 müssen katastrophal gewesen sein. Damals gab es dort zum Beispiel 30-Betten-Schlafsäle.

Der Bruder kam dann ins Internat

Mein Bruder war klüger als ich. Er reagierte mit Aggressionen, schlug sich mit anderen, legte sich mit Lehrern an. Man wurde aufmerksam auf ihn. Das hatte zur Folge, dass er in ein Internat kam, weg von zu Hause. Dort wäre ich auch gern gewesen. Viele erwachsene Kinder psychisch kranker Eltern berichten mir von Gefühlen wie Wut, Trauer und Selbstmitleid. Was ihnen passiert ist, finden sie ungerecht. Sie sind wütend, weil ihre Eltern sie im Stich gelassen, gleichzeitig aber immer wieder ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen haben. Und sie sind traurig darüber, dass ihre Eltern ihnen so unendlich fremd erscheinen.



Eindruck, dass mein Vater beinahe eine symbiotische Beziehung mit meiner Mutter führte. Wir Kinder liefen nur nebenher. Weil ich damit rechnen musste, dass sich meine Mutter nicht normal verhielt, brachte ich keine Schulkameraden nach Hause. Wenn möglich, ging ich sie besuchen. Noch in meinen Zwanzigern, als ich in meiner eigenen Wohnung wohnte, vermied ich es, Freunde einzuladen.

Keinerlei Krankheitseinsicht

Sehr belastend war zudem, dass meine Mutter keinerlei Krankheitseinsicht zeigte. Sie nahm ihre Medikamente nicht – und wir konnten sie auch nicht dazu zwingen. Manchmal gelang es uns, sie heimlich in ihre Getränke oder ins Essen zu mischen. Der ständige Kampf mit ihr, dass sie sich ihre Depotpritze machen liess und ihre Tabletten nahm, war sehr ermüdend. Der Verantwortung als Mutter konnte sie wegen ihrer Erkrankung nicht nachkommen. Für mich bedeutete das, dass ich früh ihre Rolle im Haushalt übernahm und mich um meinen jüngeren Bruder kümmern musste. So wurde ich zur Mutter meiner Mutter, was mich überforderte. Ich bekam nicht die Zeit, «mich auszuprobieren», ohne Verantwortung tragen zu müssen, und verlor früh meine Unbeschwertheit. Im Nachhinein empfinde ich dies als etwas vom Schlimmsten.

Da wir die Erkrankung meiner Mutter verschwiegen, bekam die Familie keinerlei Hilfe. Professionelle Hilfe wäre indessen dringend von Nöten gewesen – sei es im Haushalt oder in Form von Therapie für meinen Vater und für

Früh musste ich mich um den Haushalt und um meinen jüngeren Bruder kümmern.
